

Theoretische Perspektiven

Humandifferenzierung

Modi und Grade sozialer Zugehörigkeit

Zu Beginn seiner ›Meditationen‹ spricht Pierre Bourdieu en passant von den »unterschiedlichen Mitgliedschaften, Zugehörigkeiten, Involviertheiten«, durch die wir »in die Welt verwickelt« seien (Bourdieu, 2001: 18). Tatsächlich beinhaltet die Rede vom Sozialen – egal ob sie sich auf formierte Gebilde oder lose Assoziationen bezieht – immer irgendeine Form von *Zugehörigkeit* ihrer individuellen Elemente. Die verschiedenen Formen der Verbindung mit Anderen, die ›ways of belonging‹ (de Souza, 1990), bilden die Substanz von Sozialität. Und dies bleibt für die Einzelnen nicht folgenlos: Das bei seiner Geburt organisch und administrativ *singularisierte* Menschenmaterial wird erst durch seine multiplen Zugehörigkeiten sozialisiert *und* individualisiert. Dieser Beitrag versucht, ein wenig sozialtheoretische Ordnung in die Vielfalt dieser Zugehörigkeiten zu bringen und zugleich die Komplexität ihrer Beschreibung anzuheben. Meine Frage ist, auf welche Weisen Menschen an unterschiedlichen Formen sozialer Differenzierung hängen – und damit auch aneinander hängen. Dieser Aufsatz zieht damit erste begriffliche Konsequenzen aus der Arbeit der Forschergruppe Un/doing Differences, in der wir feststellen mussten, dass geläufige Begriffe von sozialer Zugehörigkeit (etwa die ›Mitgliedschaft‹) für das Fallspektrum unserer empirischen Studien nicht ausreichen und daher systematischer Weiterungen bedürfen, also sozialtheoretisch neu buchstabiert werden müssen.

Ich werde zunächst die Diversität des Zugehörens skizzieren, indem ich zwei grundlegende Typen sozialer Zugehörigkeit unterscheide und drei lose mit der Gesellschaftsgeschichte verknüpfte Theoretisierungen des Zugehörens darstelle (1.). Dann werde ich das Konzept der *Humandifferenzierung* einführen, zuerst als eine Form sozialer Differenzierung neben der Differenzierung gesellschaftlicher Felder und der von sozialen Gebilden auf einem Mikro/Makro-Kontinuum (2.), dann als eine spezifische Form sozialer Un/gleichheit, die in der Dynamik von Selbst- und Fremdkategorisierungen homo- oder heterosoziale Begegnungen schafft (3.). Anschließend schlage ich eine feinere Differenzierung der elementaren Typen sozialer Zugehörigkeit in sechs Modi vor, die unterschiedliche soziale Figuren hervorbringen: Exemplare, Statusinhaber, Mitglieder, Insassen, Angehörige und Anhänger (4.). Zur feineren empirischen Abstimmung der Begrifflichkeit werde

ich abschließend zwei Graduierungen von Zugehörigkeit darstellen: die Grade der Intensität, mit denen das Selbstverständnis von Personen zwischen Indifferenz und ›Identität‹ variieren kann (5.) und die Grade der ›Reinheit‹, mit denen sich ihre Zugehörigkeit zwischen exemplarischer Typizität und ambiguer Hybridität bewegt (6.). Ein kurzes Fazit resümiert den Beitrag (7.).

1. Die Diversität des Zugehörens

Eine erste elementare Unterscheidung ist zwischen zwei grundlegenden Typen sozialer Zugehörigkeit zu machen: Personen können kategorialen Klassen (wie Geschlechtern, ›Rassen‹ oder Blutgruppen) angehören, von denen sie ein *Exemplar* sind (also Element einer Menge), und sie können sozialen Gebilden (wie Gruppen, Gemeinschaften, Organisationen) angehören, von denen sie ein (*Bestand*)teil sind. *Kategoriale Zugehörigkeit* basiert auf klassifikatorischer Subsumtion von Personen durch ihre Beobachtung in sozialen Kategorien, *relationale Zugehörigkeit* meint einen sozialen Nexus von Personen – einerseits zu sozialen Gebilden, andererseits untereinander.¹

Die Differenzierung zwischen kategorialer und relationaler Zugehörigkeit ist erstmalig in Klassentheorien aufgetaucht, wo sie (auf relativ grobschlächtige Weise) ein methodologisches Problem der noch jungen Sozialwissenschaften thematisierte: dass von außen – statistisch – gebildete Klassen (›objektive Lebenslagen‹) gelegentlich gar keine oder nur ungefähre Entsprechungen in sozialen Gebilden (imaginierten Milieus) haben. Das ›Klassenbewusstsein‹ musste erst politisch hergestellt werden.² Das Verhältnis der beiden Zugehörigkeiten ist aber vielschichtiger, als ein solcher Erweckungsprozess unterstellt. Einerseits werden Kategorien wie ›Frauen‹, ›Katholiken‹, ›Raucher‹ auch lebensweltlich oft von Beobachtern veranschlagt, bilden also eine eigene diskursive Schicht, obwohl die entsprechenden Personen nur selten als ein Kollektiv zusammenwirken. Andererseits können effektivere soziale Gebilde als Klassen, je kleiner sie sind – etwa Paare, Familien, Teams, Firmen – vom Beitritt beziehungsweise Ausscheiden ihrer individuellen Bestandteile

1 Harrison White (1992) sieht in seiner Netzwerktheorie erst aus der Kombination von ›catness‹ und ›netness‹ effektive soziale Gebilde (›catnets‹) entstehen, und in der Tat gibt es hier vielschichtige Verwicklungen.

2 Bourdieu (1997: 108ff.) unterscheidet ein Jahrhundert später triadisch: Logische Klassen (1984 auch »Klasse auf dem Papier«) umfassen Akteure mit ähnlicher Klassenlage; wahrscheinliche Klassen solche, die auch ähnliche Dispositionen und Praktiken entwickeln; repräsentierte und organisationsfähige Klassen entstehen erst, wenn jemand in ihrem Namen spricht (darunter Sozialwissenschaftler wie Karl Marx).

erheblich tangiert werden, bis hin zu ihrer Auflösung. Der Personalaustausch, der bei einer Organisation zum Tagesgeschäft gehört, kann einer Mannschaft schon Probleme bereiten. Die Unterschiede der Zugehörigkeit in solchen Gesellungsformen lassen sich auch nicht gut in einer generalisierten Rede von ›sozialen Gruppen‹ auffangen, denn andere soziale Gebilde (etwa Netzwerke und imaginierte Gemeinschaften) lassen sich nicht so verstehen.³ Löst man sich von der Vorstellung einer alles dominierenden Zugehörigkeit (etwa einer Klasse, einem ›Stamm‹), sind vielmehr recht verschiedene soziale Einheiten zu gewärtigen, darunter auch rein kategoriale Klassen, die selten oder gar nicht zu sozialen Gebilden werden, in denen eine aktiv gelebte Mitgliedschaft auch Spuren im Selbstverständnis von Personen hinterlassen könnte.

Eine zweite elementare Differenzierung betrifft die *Formen des Zugehörens*, mit denen Personen sozialen Einheiten verbunden sind. Zu dieser Frage finden sich im Wesentlichen drei Denkstile: Erstens die klassentheoretische Vorstellung, Individuen seien von ihrer Klasse (oder mehreren zugleich) eingeschlossen wie in ein soziales Gefängnis, das ihnen einen spezifischen Status verschafft: Im ›Habitus‹ kommt ihr individuelles Sein so mit der Sozialorganisation zur Deckung, dass diese ihnen eine ›totale Identität‹ verschafft – etwa so wie Durkheims ›Kollektivbewusstsein‹ den Angehörigen einfacher, gruppenartiger Gesellschaften. Die Menschen in segmentär differenzierten oder ständischen Gesellschaften *waren* nicht Einzigartige, sondern (Kollektiven) Zugehörige. Dabei sehen Klassentheorie wie klassische Ethnologie Zugehörigkeit als etwas Örtliches: eine Position im sozialen Raum oder eine lokale Verwurzelung im geografischen Raum, denen Personen durch biografische *Herkunft* verbunden sind. Das impliziert, dass man nicht an zwei Orten zugleich sein kann.

Zweitens gibt es die differenzierungstheoretische Vorstellung, dass Menschen mit der Modernisierung der Gesellschaft zwischen verschiedenen sozialen Kreisen an Individualität gewinnen: als unverwechselbare Kombinatorik von mehr oder weniger wählbaren Zugehörigkeiten, in denen sie selbst austauschbar sind. Man gehörte immer nur einer Klasse beziehungsweise einem Stand an, und zwar als ganze Person, während man immer mehreren Funktionssystemen angehört, aber nur über den Ausschnitt einer Rolle. Dem Totaleinschluss durch eine beherrschende gesellschaftliche Positionierung steht die bloße Teilbeanspruchung und Einbeziehung durch ein soziales Feld gegenüber. Modernisierung ist daher mit einer *Pluralisierung und Schwächung* (Enttotalisierung) von Zugehörigkeiten zu sozialen Einheiten verbunden. Ein modernes Individuum ist ein vieldimensionaler Mensch.

3 Auch dann nicht, wenn man die Dichte eines Gruppenzusammenhangs – Brubaker (2007) spricht von ›groupness‹ – gradualisiert.

Eine dritte, aus den Kulturtheorien der *Cultural und Postcolonial Studies* stammende Vorstellung ist, dass es mit den transnationalen Entgrenzungen und der globalen medialen Vernetzung der Weltgesellschaft zu einer Delokalisierung von ›belongings‹ kommt, die Zugehörigkeiten weiter schwächt. Es entstehen zunehmend uneindeutig-diffuse *Affiliationen*, etwa in biografischen Bewegungen zwischen Religionen und geografischen Regionen. Bei dieser Ambiguität geht es nicht um die moderne Vieldimensionalität von Individuen, sondern um eine postmoderne Uneindeutigkeit ihrer Zugehörigkeiten. Ihre kategoriale Bestimmbarkeit schwächelt.

Gemeinsam ist allen drei Denkstilen – salopp könnte man auch Zugehörigkeiten Bourdieuschen, Luhmannschen und Bhabhaschen Typs unterscheiden – dass sie sich implizit auf je spezifische, ihnen eingeschriebene empirische Fälle stützen und auf dieser Basis bestimmte Menschenbilder entwerfen. Klassentheorien kennen einen mehrfach gebundenen und gefangenen Statusinhaber, Differenzierungstheorien ein autonomes Individuum, das leichtfüßig-souverän zwischen seinen Rollen wechselt, Kulturtheorien beschreiben ein unbeheimatetes Individuum, das in seinen biografischen Bewegungen hin- und hergerissen und affektiv zwiespältig ist, kein autonomes Subjekt, eher ein sich ständig suchendes Selbst.

David Diehl und Daniel McFarland (2010) haben versucht, diese Vorstellungen in eine evolutionäre Abfolge zu bringen. Nach der Ablösung der körperlich gebundenen Personenkategorien der Vormoderne durch das autonome Individuum der Moderne seien postmoderne Menschen nur noch ›Speichen‹ zwischen verschiedenen Netzwerken. Schwächere soziale Bindungen machten ihre Identitäten fluide, Personenkategorien begannen sich in Individualität zu verflüchtigen. Bruno Latour (1998) hat solchen evolutionistischen Idealisierungen den Schlachtruf entgegengehalten, wir seien nie modern gewesen. Sieht man von der Übertreibung ab, bleibt die richtige Feststellung, dass jede empirische Forschung über soziale Zugehörigkeiten variationsoffen darauf eingestellt sein muss, dass real existierende Menschen *gleichzeitig* in diesen drei idealtypischen Zeitaltern leben: in Zeiten schroffer Statuszuweisung, flexibler ›Navigation‹ (Pfaff-Czarnecka, 2012: 34) zwischen Bezugsgruppen und vollständig verflüssigten Identifizierungen. Zu fragen ist, was für einen Fall man da jeweils untersucht: Geht es um eine identitär vereinnehmende Zugehörigkeit zu Klassen oder ›Kulturen‹, um die weniger inklusive, aber durch Formalisierung vereinheitlichte Mitgliedschaft in Organisationen, um die variablen Zugehörigkeiten zu sozialen Kreisen, die diffusen Bindungen an kulturelle Herkunft oder um bloße Teilhabechancen an Netzwerken und Kommunikationsströmen?

2. Gesellschaftliche, soziale und Humandifferenzierung

Um den empirischen Stress zu spüren, dem die soziologische Theoriebildung auszusetzen ist, muss man sich nur die unabschließbare Vielzahl von Phänomenen vor Augen führen, an die sich Personenkategorien anschließen. Die Menschen sind halt nicht nur arm oder reich, Mann oder Frau, schwarz oder weiß.⁴ Sie sind auch gesund oder krank, dick oder schlank, hässlich oder schön, schlau oder schlicht, älter oder jünger, blond oder dunkel, rechts- oder linkshändig usw. Außerdem sind sie auch Europäer, Deutsche, Rheinland-Pfälzer, Mainzer, Hechtsheimer, Ärztin, Sozialistin, Vegetarier, Alkoholiker, Muslimin, Allergiker, Handballspieler, Autofahrer, Flötistin und ›Borusse‹. Dies alles und vieles mehr ›ist‹ man auf verschiedene Weise und gemeinsam mit unterschiedlich vielen anderen, deren *signifikanter* Anderer man ist, je kleiner die Einheit ist: etwa ihr Sohn, Bruder, Vater, Ehemann oder Zahnarzt.

Da sind nicht nur die Kategorien, in die man aufgrund äußerer Merkmale gesteckt wird, da sind auch Tätigkeiten, die einen engagieren und vielleicht auch gefangen nehmen: berufliche, sportliche, politische, künstlerische Leidenschaften. Selbst die Art der Teilnahme an Mobilität kann identitäre Bedeutung bekommen, zum Beispiel beim Zugang (Zweibeiner, Radler, Autofahrer werden), bei entsprechenden Sportarten (Läufer, Radler, Rennfahrer sein) oder bei Verkehrskonflikten und verkehrspolitischen Engagement. Grundsätzlich können Personen bei einer bestimmten Intensität der *Besetzung* von Tätigkeiten und Erfahrungen viele dieser Aktivitäten mit einem »Ich bin X« substantivieren und über dem Musik machen zum Musiker, über dem Spielen zum Spieler werden. Zugehörigkeiten entstehen eben nicht nur über Herkunft, sondern auch über Einsätze, die (im Sinne Bourdieus) in ein feldspezifisches Spiel involvieren.

Ein klassentheoretischer Einwand gegen solche empirische Öffnung der Frage nach sozialen Zugehörigkeiten lautet, hier drohe theoretische Beliebigkeit (Scherr, 2014), und dass nicht 20 oder 30 Differenzen eine strukturelle Verankerung und große Reichweite haben können. Diesem Einwand sind zwei Dinge entgegenzuhalten: Zum ersten sind die großen Teilungen sex, class und race nicht omnirelevant. Sie sind zweifellos wirksam, aber sie werden einerseits auch durch soziale Bewegungen und politische Organisationen übermäßig lautverstärkt (Brubaker, 2007; Wacquant, 2001), andererseits durch Institutionen, die auf Gleichbehandlung drängen, auch relativiert und nachhaltig außer Kraft gesetzt. Zum zweiten können auch weniger ubiquitäre Dif-

4 So sieht es die klassische Fassung des Intersektionalitätsansatzes vor (Crenshaw, 1994), jüngere ergänzen einige ausgewählte Zusatzkategorien, etwa Religion und sexuelle Orientierung.

ferenzen, die gar nicht nach dem Modell der Klassen funktionieren, situativ, institutionell oder feldspezifisch viel wirksamer sein. Dicksein (Barlösius, 2014) oder Unattraktivität ist auf Beziehungsmärkten so relevant wie Rauchersein auf Wohnungsmärkten, eine Behinderung in Verkehrssystemen oder eine Blutgruppe in der Medizin. Die gesellschaftliche Relevanz von Unterscheidungen lässt sich nicht allein an politischen Kämpfen ablesen. Man kann nur sagen, dass einzelne Differenzen feldspezifischer wirken, seltener mobilisieren, im Selbstverständnis nicht so häufig hoch rangieren wie andere – und dennoch keineswegs belanglos sind: Vegetarier sein, Cineast, Kleinwüchsiger. Individualisierung besteht eben auch aus einer Multiplizierung von Optionen der Selbst- und Fremdkategorisierung, die in ihrer Relevanz miteinander konkurrieren. Es ist alles eine Frage von Kontexten.⁵ Für die Teilnehmer gibt es dabei kein Beliebigkeitsproblem, nur für Beobachter, die sich dieser faktischen Komplexität zugunsten einer übersichtlichen Theorieanlage nicht stellen wollen.

Der dem Modell der Klassentheorien folgenden Versuche, Gesellschaft über wenige zentrale Differenzierungsachsen zu verstehen, sind an drei Stellen auf andere Differenzierungsformen aufgelaufen: Erstens auf die sachliche *Differenzierung gesellschaftlicher Felder*. Ihr Ansatzpunkt sind die Inhalte der Kommunikation, die Zwecke des Handelns, das Telos der Praktiken. Und diese funktional differenzierten Felder garantieren ein Nebeneinander feldspezifisch dominanter Leitunterscheidungen und Komplementärrollen (etwa Politiker/Bürger, Produzent/Konsument, Experte/Laie).

Zweitens gibt es eine *Differenzierung von sozialen Gebilden*. Ihr Ansatzpunkt sind die Gesellungsformen: Sind sie persönlich oder unpersönlich, direkt oder indirekt, interaktiv oder medial vermittelt, und wie viele Teilnehmer haben sie? Neben den großen Kollektiven, denen die Menschen zugeschlagen werden, finden sich kleinere und anders verfasste Einheiten von meist größerer Relevanz: Interaktionen, Gruppen, Organisationen, Netzwerke, Gemeinschaften usw.. Hier gibt es eine Koexistenz gleichzeitig wirksamer Ordnungsebenen, über deren Dominanzverhältnisse man sich in der Soziologie unter dem Titel Mikro/Makro streitet. Menschen teilen nicht bloß Klassenschicksale und kulturelle Herkunft, sie sind Angehörige von Paarbeziehungen, Freund-

- 5 Darüber hinaus stößt der Versuch einer einfachen theoretischen Hierarchisierung von Differenzen auf die beträchtliche Variation der individuellen Relevanzen. Eine in der Sozialstrukturanalyse sträflich vernachlässigte Forschungsfrage ist die nach der persönlichen Rangfolge, die Menschen ihren Zugehörigkeiten für die Charakterisierung ihrer selbst einräumen: der (Herkunfts)familie, Beruf und Schulabschluss, Heimatort und Herkunftsregion, religiösen und politischen Affiliationen, Nationalität, Generation, Geschlechtszugehörigkeit usw.

schaften, Kollegien, Vereinen, Parteien, Professionen, Unternehmen, Generationen, religiösen Gemeinschaften usw.⁶

Diese beiden Differenzierungsformen tangieren Form und Inhalt sozialer Zugehörigkeiten erheblich, ihre Theoretisierung (etwa bei Luhmann, 1997) hat aber die Wirksamkeit der »diffusen Statuskategorien« (Goffman, 1983) Alter, Geschlecht, Klasse und Ethnizität nicht gut integriert. Es erscheint mir daher sinnvoll, der Differenzierung von gesellschaftlichen Feldern und von sozialen Gebilden den Begriff der *Humandifferenzierung* hinzuzufügen. Er soll eine *kulturelle Differenzierung* diverser Entitäten bezeichnen, deren erster Ansatzpunkt aber das »Menschenmaterial« (Simmel, 1992, 33), das Personal der Gesellschaft ist.

Die Humandifferenzierung setzt an menschlichen Körpern, Sprachen, Geburtsorten, Überzeugungen und Leistungen an, dehnt sich aber von den Menschen auf beliebige Objekte (auch Artefakte und Tiere) aus, und codiert diese wie das Personal. So kommen etwa zu den »diakritischen Zeichen« der Ethnizität, so Fredrik Barth (1969), immer auch weitere Kennzeichen und unterstellte Eigenschaften hinzu. Es gibt sekundäre Merkmale, die auch zu einer Personenkategorie »gehören«, Verhaltensweisen, die ihr »zustehen«, Tätigkeiten, die zu ihr »passen« und Positionen, die ihr zugeordnet sind: allesamt Anreicherungen einer Humandifferenzierung mit sozialem Sinn. Die Zugehörigkeit einer Person zu einer Kategorie impliziert also auch eine »Zugehörigkeit« vieler anderer, der Kategorie semiotisch assoziierten Dinge zu dieser Person. Während das englische »belongings« treffend auf die Zugehörigkeit der materiellen Habseligkeiten zu einer Person hinweist, ist sozialtheoretisch ernst zu nehmen, dass diese Person ihre eigenen sozialen belongings gar nicht haben könnte, ohne dass ihre Klassifikation auch die vieler weiterer kultureller Objekte durchdringen würde. So schreibt man ethnische Zugehörigkeit auf Basis der Identifizierung ethnisierter Symbole und Praktiken zu (vestimentäre, musikalische, kulinarische, religiöse etc.).⁷ Und man kann auch »Geschlechter« nicht sinnvoll unterscheiden, ohne zugleich viele andere

6 Und, wie Erving Goffman betonte, auch von flüchtigen Situationen: »Mehr als irgendeiner Familie, einem Verein, mehr als seiner Klasse oder seinem Geschlecht, mehr als irgendeiner Nation gehört der Mensch Zusammenkünften an...« (1971: 226). Niklas Luhmann (1975) hatte für die Differenzierung sozialer Gebilde nur drei Typen vorgesehen – Interaktion, Organisation und Gesellschaft – und mit einem vierten (soziale Bewegungen) geliebäugelt (1997). Zu den systematischen Lücken s. Hirschauer (2015).

7 Eben deshalb geraten kulturelle Aneignung, Befruchtung und Vermischung gelegentlich unter das (politisch kuriose) Verdikt der »kulturellen Enteignung«. Wenn nur Schwarze Blues singen, nur Bayern Gamsbart tragen dürfen, impliziert dies ein possessives Verhältnis zu kulturellen Symbolen, ein »belonging« in dem Sinne, dass die Praktiken, die Menschen zu denen machen, die sie sind, ihnen dann auch exklusiv gehören sollen.

Entitäten zu genderisieren: Kleidungsstücke, Körperhaltungen, Frisuren, Namen, Pronomen, Affekte, Waren, Tätigkeiten, Positionen usw.⁸

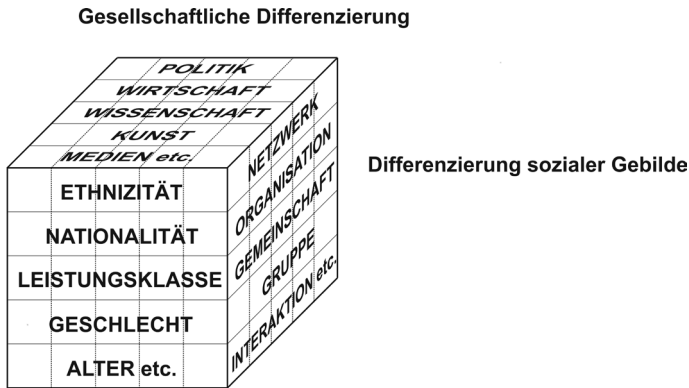
Die Humandifferenzierung spielt sich also nicht auf der Ebene der gesellschaftlichen Funktionen oder der Gesellungsformen ab, sondern primär in der kulturellen ›Software‹ der Gesellschaft. Diese ist aber nicht unabhängig von den anderen beiden. Funktionale Differenzierung sorgt dafür, dass etwa die Nationalität bei staatlichen Leistungen zählt, aber nicht beim Einkaufen, oder dass die Ethnizität bei der Paarbildung wichtig bleibt, aber nicht bei der schulischen Notengebung (Scherr, 2014). Humandifferenzierungen werden auch feldspezifisch adaptiert und zugeschnitten: Die Geschlechter etwa sind im Sport eine Leistungsklasse (siehe Müller in diesem Band), auf Beziehungsmärkten ein Beuteschema, für die Wirtschaft eine Zielgruppe, für Behörden (Be)förderungsfälle, in der Medizin ein Kompetenzbereich, für Familien ein stereotypes Organisationsprinzip, im Theater ein Rollenfach (der junge Liebhaber, die komische Alte). Ähnlich ist das Alter ein feldspezifisch verschieden angesetztes Zugangskriterium in der Schule, beim Wählen, beim Autofahren oder auf Beziehungsmärkten.

Auch die Differenzierung von Gesellungsformen interferiert mit der Humandifferenzierung. Auf der einen Seite entsteht der Sinn mancher sozialen Einheit, der man angehört, in Wechselwirkung mit der Differenzierung ihres Personals: Die Kirchengemeinde setzt sich aus konfessionell Gleichgesinnten, die Partei aus politisch Gleichgestimmten zusammen, die Schulklasse aus Altersgleichen, die Familie aus Altersverschiedenen, die Mehrheit der Paare aus Geschlechtsverschiedenen. Die sozialen Einheiten sind also Teil der semiotischen Assoziation kultureller Entitäten. Auf der anderen Seite bedeutet Frausein nicht nur, Exemplar einer kollektivierenden Kategorie zu sein. Eine ›Frau‹ kann man auch sein als geschlechtsgleiche/andere einer Interaktion, als Teil eines Paares, das sich auf dieser Basis bildete, als Mitglied einer Gruppe, die nur Frauen zulässt, oder als Anhängerin einer sozialen Bewegung für Frauenrechte. Bei der Kreuzung des Personengeschlechts mit sozialen Einheiten können also einerseits diese genderisiert werden, andererseits kann auch das Personengeschlecht durch den Kontakt mit genderisierten Einheiten verstärkt werden.⁹

8 Das hat auch klassifikatorische Folgen bei den Menschen. Wenn Gesellschaften Tätigkeiten stark genderisieren (wie das indigene Nordamerika: Tietz, 2001), oder wenn sie dies mit den Verhaltensstilen auf Beziehungsmärkten tun (wie unsere eigene Gesellschaft) dann schiebt das Gendering dieser Tätigkeiten oder Verhaltensstile auch immer wieder einzelne Personen über die Geschlechtergrenze, und zwar umso häufiger, je expansiver nicht-menschliche Entitäten nach Geschlecht unterschieden werden.

9 Viele soziale Gebilde lassen sich auch durch die besondere Kombinatorik von Humandifferenzierungen beschreiben: Manche Zuwanderermilieus pflegen

Grafisch sei diese Verschränkung von Differenzierungsformen einmal so dargestellt, dass zum einen die nötige Verortung empirischer Fälle in den verschiedenen Rastern sozialer Differenzierung transparent wird, zum anderen die analytische Mitbetroffenheit ihrer Deutung von jedem Wechsel der Ebenen, Tranchen und Schichten:



Humandifferenzierung

Abb. 1: Verschränkung von Formen sozialer Differenzierung

An den zahlreichen Berührungsflächen lassen sich leicht unterschiedlich ›kühle‹ und ›heiße‹ Bausteine imaginieren. Während etwa Politik und Medien, Sport und Familien recht intensiv an die Geschlechterdifferenzierung anschließen und sie mit dieser Nutzung auch reproduzieren, operieren Wirtschaft und Wissenschaft hier vergleichsweise indifferent und schwächen die Geschlechterdifferenzierung. Und während Organisationen und Netzwerke Ethnizität weitgehend ignorieren können, fällt dies Gruppen und Interaktionen schwerer.¹⁰

eine distinktive ethnische Außengrenze bei starker Binnendifferenzierung nach Alter und Geschlecht. Die Schulklasse begrenzt sich durch Altershomogenität bei starker Binnendifferenzierung nach Leistung. Paarbeziehungen nutzen die Geschlechterdifferenz entweder als Außengrenze (d.h. ›homosexuell‹) oder als Binnendifferenzierung, usw.

- 10 Eine interessante konzeptuelle Frage ist, wo in dieser Systematik die Klassendifferenzierung zu platzieren ist. Einerseits entspricht es soziologischen Denkgewohnheiten, sie als ›vertikale gesellschaftliche Differenzierung‹ zu betrachten (in diesem Sinne auch Heintz in diesem Band), andererseits findet die Klassendifferenzierung natürlich auch als Humandifferenzierung, nämlich im Horizont lebensweltlichen Wissens statt. Die Sozialstrukturanalyse hat sich in ihrem Objektivismus bislang nur kaum für diesen Aspekt ihres Gegenstands interessiert.

3. Humandifferenzierung als Form sozialer Un/gleichheit

Was aber ist die Humandifferenzierung unabhängig von gesellschaftlicher und sozialer Differenzierung? Ich schlage vor, sie als eine spezifische Form sozialer Un/gleichheit zu begreifen. Schon die gut erforschte Stratifikation durch Status und Schichtung schafft neben der Ungleichheit von Lebenschancen auch eine *Gleichheit* von Milieus und Lebensstilen. Dasselbe gilt für die historisch jüngere Differenzierung von Leistungs- und Publikumsrollen (Parsons, 1969), die neben dem Macht- und Kompetenzgefälle zwischen Experten und Laien, Lehrern und Schülern etc. ebenfalls spezifische Gleichheiten (unter Professionskollegen, Kunden, Patienten etc.) schafft. Wo vertikal hierarchisiert wird, wird horizontal egalisiert. Neben diesen beiden bekannten Formen gibt es aber noch jene grundlegendere Un/gleichheit, die durch Humandifferenzierung gestiftet wird. Insofern Menschen in einer Hinsicht kulturell unterschieden werden, gehen sie ihre Beziehungen als Gleiche oder Ungleiche ein, sie begegnen sich in homo- oder heterosozialen Interaktionen, Gruppen, Netzwerken usw.

Die Operationsweise der Humandifferenzierung erschließt sich am besten im Rückgriff auf Niklas Luhmanns Überlegungen zum Vergleich, denn Vergleiche und Differenzierungen verweisen aufeinander.¹¹ Vergleiche, so Luhmann, beruhen auf einer Kombination von Gleichheitsunterstellung und Differenzfeststellung anhand eines Kriteriums (Luhmann, 1995, siehe auch Heintz, 2016). Ein Vergleich stellt fest, ob etwas gleich oder ungleich ist, und in welchen Hinsichten, was aber voraussetzt, dass er schon stattgefunden hat, um zwei Dinge als überhaupt vergleichbar (also in mindestens einer Hinsicht gleich) wahrzunehmen. Um einen Unterschied zu machen, muss verglichen worden sein; um einen Vergleich durchzuführen, muss unterschieden worden sein. Gleichheit und

11 Einen solchen Rückgriff hat Bettina Heintz (2016) angeregt, die den Vergleich für die Theorie der Moderne und der Weltgesellschaft betrachtet. Sie geht davon aus, dass die historische Semantik der Egalitätsideale und Menschenrechte ein kommunikatives Vergleichstabu zu Fall brachte und nun im Medium globaler Rankings imaginierte soziale Beziehungen freisetzt. Das kann gut sein. Anders als Heintz meine ich aber, dass man den Vergleich vor seiner Mobilisierung für die Gesellschaftstheorie erst einmal in der allgemeinen Sozialtheorie verstehen muss. Die von ihr beleuchteten Fälle eines systematischen, erkenntnisorientierten Vergleichs erscheinen dann als professionell elaborierte Komparatistik, die auf einer viel älteren Praxis des Komparativs aufbauen, einem ganz alltäglichen Geschehen des *Vergleichens*, in dem sich Menschen als älter, größer, wohlhabender, stärker, attraktiver und so weiter darstellen und wahrnehmen.

Ungleichheit zweier Entitäten sind also Voraussetzung *und* Ergebnis des Vergleichens.¹²

Dieser durch Luhmann nahegelegte, aber nicht ausgeschöpfte, abstraktere Gebrauch des Begriffes Un/gleichheit soll darauf aufmerksam machen, dass die Unterschiedlichkeit von Menschen mehr ist als eine irgendwie gegebene, unbestimmte ›Diversität‹ (Salzbrunn, 2014) oder ›Heterogenität‹ (Diewald & Faist, 2011). Diese Unterschiedlichkeit besteht aus sinnhaft qualifizierten Unterscheidungen und Relationen. So ist eine Person nicht nur als Einzelne Kind oder Erwachsener, sondern in variablen sozialen Beziehungen älter/jünger/gleich alt. Un/gleichheit in einem soziologisch anspruchsvollen Sinne sollte also nicht bloß eine schiefe Verteilung von Ressourcen bezeichnen, sondern ubiquitäre qualitative Differenzen, die durch Unterscheidungen in Bezug auf ein variables *Drittes* entstehen: nämlich auf Vergleichsaspekte, durch die sich Menschen als homo- oder heterosozial positioniert wahrnehmen.

Diese Un/gleichheit kann grundsätzlich als eine heterarchische Differenz von Gleichheit/Andersheit auftreten. (So müssen etwa Wettkampf- oder Altersklassen nicht in einem Verhältnis von Über- und Unterordnung stehen). Dennoch sollten Humandifferenzierungen, auch wenn es hier nicht um gesellschaftspolitische Ungerechtigkeit (›soziale Ungleichheit‹ im engeren Sinne) oder sachlich begründete Unterordnung (in Laienrollen) geht, aus zwei Gründen als Beiträge zu sozialer Un/gleichheit verstanden werden. Zum einen sind differenzierende Vergleiche, wenn sie nicht durch einen neutralen Dritten (einen Schiedsrichter oder Theoretiker), sondern in der Binnenperspektive von Teilnehmern sozialer Prozesse vollzogen werden, durch den Standort des sie Vollziehenden grundlegend asymmetrisch. Zygmunt Bauman (1995) fasst sie als innen/außen-Differenzen.¹³ Es sind beobachterrelative, unbalancierte wir/

12 Noch einmal anders gesagt: Es gibt Vergleiche *nach* Kategorisierungen (z.B. im sportlichen Wettbewerb innerhalb von Gewichts- und Geschlechtsklassen) und Vergleiche *vor* Kategorisierungen, nämlich eine nur schwach oder wirr strukturierte Suche nach Ähnlichkeiten und Unterschieden von Objekten. Geleitet werden sie im ersten Fall von der gesicherten Annahme, dass Vergleichbarkeit vorliegt, im zweiten dagegen nur von deren hoffnungsvoller Unterstellung. Jeder Vergleich muss sozusagen als erstes feststellen, ob er sich überhaupt lohnt. Andererseits gilt: Wo Kommensurabilität kategorisch unterbunden wird, etwa zwischen Geschlechtern im 19. Jh. oder zwischen ›Kulturen‹ im Kulturrelativismus, werden Differenzierungen besonders tief angesetzt (s.a. Müller in diesem Band).

13 In einem abstrakteren, vorsoziologischen Sinne, auf den sich Luhmann bezieht, gibt es davor eine noch elementarere Asymmetrie, die auch Schiedsrichter und Theoretiker betrifft: Wer immer gleich und ›unterschiedlich‹ unterscheidet, hat auf einer Seite der Unterscheidung auch das identifiziert, was die Unterscheidung retrospektiv begründet.

die-Unterscheidungen, die auf Basis einer selbstverständlich vorausgesetzten Homophilie das jeweils Andere als ›ungleich‹ markieren. Wir/die-Unterscheidungen können sich daher leicht als Differenzen von Identität und Alterität aufladen. Und Alterisierung in diesem elementaren Sinne von Veränderung ist der Entstehungsgrund des ›Othering‹, der abwertenden Exotisierung.

Zum anderen kann die Bauweise vieler Kategorisierungen über diese allgemeine Asymmetrie hinaus auch noch unmittelbar evaluierend und hierarchisierend wirken. Das gilt etwa für die Geschlechter- und Rassenunterscheidung, und noch stärker für alle Formen von Stigmatisierung, also Unterscheidungen, in denen die Fremdkategorisierung dominiert. Denn in allen größeren sozialen Einheiten als Dyaden wird gleich/ungleich zu homogen/inhomogen, was über entsprechende Mehrheitsverhältnisse asymmetrische Distinktionen wie normal/anormal, hegemonial/marginal schon vorzeichnet.

Ein paradigmatischer Fall für einen sozialtheoretisch anspruchsvollen Begriff sozialer Ungleichheit ist die Institution der Heterosexualität, also die gesellschaftliche Prämierung von geschlechtsungleichen Paaren. Während die Sozialstrukturanalyse von außen ökonomische Klassen unterscheidet, differenziert die Heterosexualität nicht nur einfach die Klassen der Androphilen und Gynophilen (also den sexuellen Geschmack), sie erfasst vielmehr eine soziale Beziehung so wie sie ihre Teilnehmer auch von innen wahrnehmen: als gleich- oder ungleich in Bezug auf Geschlecht. Der Klassifizierende ist damit (wie bei der wir/die-Unterscheidung) notwendig Teil des Bildes. Ohne sie/ihn lässt sich soziologisch gar nicht bestimmen, worum es sich bei einer Beziehung handelt.

Wie kann man die Herstellung gleicher und ungleicher Beziehungen durch Kategorisierungen systematisch beschreiben? Gesellschaftstheorien gehen davon aus, dass soziale Strukturen (etwa soziale Klassen) ›hinter dem Rücken‹ der Akteure wirken. Eine solche Sichtweise macht bei Humandifferenzierungen nach Ethnizität, Geschlecht oder Alter keinen Sinn. Man muss sie in die allgemeinere Perspektive einbetten, dass Akteure oft nicht wissen, dass sie von Beobachtern anders kategorisiert werden als sie selbst es vielleicht aktuell tun würden (Jenkins, 1997). An die Stelle der szientistischen Unterscheidung objektiv/subjektiv, die lebensweltliche von sozialwissenschaftlichen Kategorisierungen trennt (›Klasse an sich/für sich‹), muss die allgemeinere Unterscheidung von *Selbst- und Fremdkategorisierung* treten.

Dabei ist mit unterschiedlichen Verteilungen von *Agency* (Handlungsträgerschaft) zu rechnen: Es macht einen Unterschied, ob man Kategorisierungen initiiert (so wie eine medizinische Fachgesellschaft oder eine Einwanderungsbehörde), an ihnen durch alltägliche Selbstdarstellung teilnimmt (wie Jüngere und Ältere) oder nur passiv von ihnen betroffen

ist (›being done as X‹ wie zum Beispiel Behinderte) und sich genötigt sieht, sich selbst laufend in den zugemuteten Kategorien eines dominierenden Diskurses begreifen zu müssen. Vor diesem Hintergrund kommt es in sozialen Prozessen regelmäßig zu unterschiedlichen Graden der Übereinstimmung: Es gibt Fälle kongruenter Kategorisierung, Fälle in denen Akteure von Beobachtern in anderen Hinsichten kategorisiert werden als sie selbst es tun,¹⁴ aber auch Fälle, die als schroffe Inkongruenz, als Verwechslungen oder ›Fehl kategorisierung‹ auffallen. Einen solchen Fall meldete kürzlich Chimamanda Ngozi Adichie (2013), die in den USA lebende nigerianische Schriftstellerin. Sie wies die Vereinnahmung als schwarzafrikanische ›Sister‹ zurück: »Ich bin nicht schwarz! Ich bin Nigerianerin!«. Sie sei in den USA mit einer Kategorie des Afro-American konfrontiert, die mit Underachievement und Kriminalität assoziiert wird. Sie aber sei eine ›Americanah‹, das ist im nigerianischen Sprachgebrauch eine, die es nach Amerika geschafft hat.¹⁵

Innerhalb von sozialen Beziehungen stellt sich der Gegensatz von Selbst- und Fremdkategorisierung dynamisch dar. Oft ist er eine Relation zwischen dem identifikatorischen Reklamieren einer Zugehörigkeit und ihrer Bestätigung oder Zurückweisung. Außerdem steigern sich Kategorisierungen oft in einem reziproken Zirkel: Unterscheidungen der einen Seite evozieren – wie du mir, so ich dir – reflexhaft Gegenkategorisierungen und motivieren eine zeitgleiche soziale Distanznahme, eine progrediente Alterisierung beider Seiten.

Schließlich stellen Kategorisierungen Zugehörigkeiten verschiedener Ausprägungen her, da fast alle Zugehörigkeiten neben ihrer Brechung durch funktionale und soziale Differenzierung auch noch perspektivisch gebrochen durch andere Kategorisierungen auftreten. Eine ›Dame‹ etwa

14 Dies wird sich oft in triangulären Beziehungen ereignen. Ein empirisches Beispiel (mit Dank an Rainer Wiedenmann): Mehmet, dessen Großeltern als Gastarbeiter nach Deutschland kamen, versteht sich als religiös indifferenter Deutscher mit türkischen Wurzeln, während Mustafa ihn als deutsch assimilierten ›Ungläubigen‹ wahrnimmt, der alkoholischen Getränken zuspricht und die Moschee meidet. Ein dritter Beobachter Josef, in der 1. Generation in der Oberpfalz, kategorisiert aber beide wieder nach einem leicht abweichenden egozentrischen Schema: Mustafa ist ihm ein zuverlässiger, gut Deutsch sprechender Arbeitskollege, aber Mehmet doch irgendwie ›deutscher‹ als dieser, weil er mit bayerischem Dialekt spricht und die Tuba in der Dorfkapelle so gut spielt. Persönliche, situative und institutionelle Relevanzen steuern hier, welche Kategorie wann durch wen aufgerufen wird.

15 Adichie begegnet hier Inferioritätsstereotypen mit Superioritätsgesten. In den Begriffen von Wimmer (2008) vollzieht sie eine Bewegung der Spezifikation, die statt der versämtlichenden ›Rasse‹ die spezifischere Nationalität reklamiert, eine Skalenverschiebung konzentrisch angeordneter Zugehörigkeiten unterschiedlicher Reichweite.

entsteht aus der Kreuzung von Geschlechts-, Klassen- und Alterskategorisierung. Man kann dies auch als *Statusdeklinaton* fassen: Altersskasus von ›Frau‹ sind etwa Mädchen/Frau/Seniorin/Greisin. Dabei tritt diese Brechung oft nicht so klar wie in einer Deklination zutage, sie erscheint vielmehr als *Konfundierung*, also als Vermengtheit, Verunreinigung und Verwirrung der Unterscheidungsdimensionen, wenn etwa die Geschlechtsdarstellung durch Alter oder Klasse ›eingefärbt‹ ist. Soziale Typen (etwa Dahrendorfs ›katholisches Arbeitermädchen vom Lande‹) beruhen fast alle auf solchen mehrdimensionalen Kategorisierungen. Eben deshalb kann die Differenzierungstheorie davon ausgehen, dass moderne *multiple* Kategorisierungen sind. Sie sind es, weil in ihnen verschiedene Selbst- und Fremdkategorisierungen interferieren.

4. Modi der Zugehörigkeit

Bis hierhin habe ich versucht, kulturelle Humandifferenzierung als eine Form sozialer Un/gleichheit von der Differenzierung gesellschaftlicher Felder und sozialer Gebilde zu unterscheiden. Kommen wir nun zurück auf die Frage nach unterschiedlichen Modi sozialer Zugehörigkeit. Ich hatte nach der Unterscheidung zweier elementarer Typen – relationaler und kategorialer Zugehörigkeit – auf die Diversität des Zugehörens hingewiesen. Wie begreift man soziale Zugehörigkeit, wenn sie sich auf so unterschiedliche Dinge wie Gesellungsformen und kategoriale Klassen bezieht? Stefan Kühl (2015) hat aus einer systemtheoretischen Perspektive vorgeschlagen, die *Mitgliedschaft* als Mechanismus der Grenzziehung (der Wenige inkludiert, Viele exkludiert) von Organisationen auf andere soziale Einheiten – auf Familien, Gruppen und soziale Bewegungen – auszudehnen.¹⁶ Ich denke, dass dieser Vorschlag der Differenziertheit sozialer Einheiten nicht gerecht wird.

Zum einen übergeht er die nicht-gewählten *kategorialen Zugehörigkeiten*, für die man nur ›einschlägig‹ ist: Alter, Geschlecht, Ethnizität oder Behinderung. Mitgliedschaft in Organisationen beruht auf einmal eingegangenen Verträgen, kategoriale Zugehörigkeit dagegen auf laufenden Prozessen der Darstellung und Klassifikation. Sie wird von außen zugeschrieben oder entzogen und sie wird in unterschiedlichen Graden affektiv angeeignet und sozial beansprucht oder aber zurückgewiesen. In der Nähe solcher kategorialen Zugehörigkeiten

¹⁶ Mitglied in einer Organisation sei man aufgrund von Entscheidungen und vertraglicher Bindung; in einer Gruppe aufgrund von Anwesenheit bei Treffen und Bekanntheit; in einer Familie über Paarbildung oder unkündbare Elternschaften; in einer Bewegung durch Grade der Teilnahme (Kühl, 2015: 69ff.).

befinden sich aber auch Zwangsmitgliedschaften in Organisationen, die wie Schulen, Gefängnisse und Armeen auf Basis einseitiger Entscheidungen und askriptiver Kriterien (wie dem Alter) ihre Mitglieder einziehen.

Zum anderen trifft Kühls Vorschlag nicht die *sozialen Angehörigkeiten und Anhängerschaften*, die durch unterschiedlich intensive affektive Bindungen und Teilnahme an sozialen Einheiten eingegangen, aufrecht-erhalten oder vernachlässigt werden. Dies gilt etwa für Bewegungen und Gemeinschaften. Gerade bei kleinen sozialen Gebilden wie Familien oder Paaren tangiert die Nicht-Austauschbarkeit von Personen auch die *Form* der Zugehörigkeit: Ein Lebenspartner ist nicht ›Mitglied‹ eines Paares, sondern Teil von ihm (Goffman, 1974 spricht von ›Enden‹). Ein Erstgeborenes tritt einer Familie nicht bei, es konstituiert sie erst. Insofern könnte man statt unserer Eingangsunterscheidung von kategorialer und relationaler Zugehörigkeit auch im Sinne eines Kontinuums differenzieren: Personen sind Teilelemente sozialer Gebilde (etwa Gruppen, Gemeinschaften, Netzwerke) und je kleiner diese sind, desto eher wird die Zugehörigkeit auch personalisiert (zusammengehören wird zueinander gehören), und je größer diese sind, desto eher wird sich die Zugehörigkeit zu einer rein kategorial zugerechneten ausdünnen. Am einen Ende des Kontinuums bestehen Zugehörigkeiten also aus sozialen Banden mit signifikanten Anderen, am anderen Ende aus nur zugeschriebenen Ähnlichkeiten mit äußerlich signifizierten Anderen.

Vor diesem Hintergrund erscheint die Mitgliedschaft als der spezifische Fall einer *formalisierten* relationalen Zugehörigkeit. Mitgliedschaft ist eine (vertraglich) objektivierte, klar entschiedene, auch von außen feststellbare Zugehörigkeit, deren Besonderheit in einer (für Organisationen typischen) *Indifferenz* gegenüber zwei für andere Zugehörigkeiten gerade charakteristischen Aspekten ist: Zum einen ist sie eine Zugehörigkeit, die jede Differenz von Selbst- und Fremdkategorisierung per Vertrag in Einigkeit auflöst. Zum anderen ist sie auf Basis der vertraglich geklärten Relevanzen unempfindlich gegenüber den Graden subjektiver Identifizierung, wie sie bei sozialen Bewegungen etwa politische Unternehmer, Aktivisten, Anhänger, Sympathisanten und bloße Mitläufer (›Follower‹) unterscheidet. Luhmann spricht einfach generell von ›Mitgliedschaftsrolle‹, und eben dieser vergleichsweise lose Zusammenhang trifft die entscheidungsbasierte Zugehörigkeit zu Organisationen.

Anstelle der Subsumption unter die spezifische Figur des Mitglieds seien daher einmal im Sinne der Auffächerung sozialer Zugehörigkeiten – und ohne Anspruch auf eine trennscharfe Typologie – sechs Modi differenziert:

Modus der Zugehörigkeit	Dominanter Entstehungsmodus	Soziale Figur
Kategoriale Zugehörigkeit	zugeschrieben	Exemplar
	reklamiert	Statusinhaber
Relationale Zugehörigkeit	gewählt	Mitglied
	erzwungen	Insasse
	gewachsen	Angehöriger
	gesucht	Anhänger

Abb. 2: Modi sozialer Zugehörigkeiten

Die kategoriale Zugehörigkeit wird Exemplaren zugeschrieben (Geschlechtern, ›Rassen‹, Ausländern, Blondinen), kann aber auch von Statusinhabern (also ›als Frau‹, ›als Behinderter‹, ›als Deutscher‹) reklamiert werden. Die gewählte Mitgliedschaft (etwa in Berufsorganisationen) ist von der Zwangsmitgliedschaft des Insassen (etwa in Schulen, Gefängnissen, Armeen) zu unterscheiden. Die gewachsene Angehörigkeit (zu Paaren, Familien, Gruppen, Gemeinden) hat ähnlich starke affektive Seiten wie die gesuchte und aktiv betriebene Zugehörigkeit der Anhängerschaft (zu Konfessionen, sozialen Bewegungen, Szenen, Parteien und Idolen beziehungsweise Fanggemeinschaften), richtet sich aber auf kleinere soziale Einheiten. Die unschwelligsten Vorstellungen von Zugehörigkeiten variieren. Sie sind vertraglich beim Mitglied, klassifikatorisch beim Exemplar, identifikatorisch beim Angehörigen und Anhänger. Man wird Mitglied aufgrund von ein oder zwei Beitrittsentscheidungen, Exemplar aufgrund von Merkmalen, Statusinhaber aufgrund bestätigter Identitätsclaims, Angehöriger aufgrund sozialer Bindungen, Anhänger aufgrund von Überzeugungen und Leidenschaften.¹⁷

Den Modi formierter Zugehörigkeiten liegen wiederum jene schwächeren Formen des *Zugehörens* zugrunde, auf die Bourdieus eingangs zitierte Rede von ›Involviertheiten‹ anspielt. Die flüchtige soziale Figur, die durch solche kursorischen Involvierungen entsteht, ist der *Teilneh-*

17 Natürlich gibt es für viele Einzelfälle Überschneidungen: Als Organisation hat eine Religionsgemeinschaft Mitglieder, die ihr entweder aktiv angehören oder als Karteileichen zugerechnet werden. Als Bewegung hat sie unschärfere Randzonen der Anhängerschaft, in denen es neben den Aktivisten Mitläufer, Sympathisanten und gelegentlich Interessierte gibt. Als Konfession kann sie, soweit visuell signalisiert, auch zugeschrieben werden. Man könnte die vorgeschlagenen Typen daher auch als bloße Dimensionen einer mehr oder weniger ausgeprägten sozialen Zugehörigkeit verstehen. Z.B. wird das Frausein, wie bereits oben (s. S. 36) festgestellt, phasenweise mal als Exemplar, Mitglied, Angehörige, Teilnehmerin und Anhängerin gelebt.

mer. Teilnehmer ist man schon aufgrund bloßen Mitmachens, also wegen einer einklinkenden Aktivität in Netzwerke, Praktiken oder Kommunikationsströme. Menschen sind Verkehrsteilnehmer (per Pedes, Rad, Auto, ÖPNV), Konsumteilnehmer (auch profiliert als Vegetarier/Omnivore, Raucher/Nicht-Raucher), Kulturkonsument (z. B. nach Musikgeschmack differenziert), sie sind aber als erlebende Teilnehmer auch zu Anteilnahme motivierbar: Schon ein medial vermitteltes Mitbetroffensein öffnet zu einer elementaren Zugehörigkeit im Sinne von Akten der affektiven und moralischen Zuwendung, so wie umgekehrt die Unterdrückung solcher Empathie am Aufbau von Humandifferenzierungen arbeitet. Es entlastet davon, mitfühlen zu müssen, wenn jemand anders, fremd, oder gar feindlich ist.

5. Grade der Intensität: Selbstverständnisse zwischen Identität und Indifferenz

Bis hierhin habe ich implizit unterstellt, dass Zugehörigkeiten relativ eindeutige Sachverhalte sind, die bestehen oder nicht bestehen. Dieses holzschnittartige Bild ist nun noch etwas zu verfeinern. Bei der Konzeption sozialer Zugehörigkeiten sind zwei Gradienten zu berücksichtigen: ihre variable Intensität und ihre ›Reinheit‹ (siehe 6.).¹⁸

Die Intensität relationaler Zugehörigkeiten ist eine Frage ihrer Dauerhaftigkeit sowie des Engagements der Teilnahme und der Kontaktdichte sozialer Beziehungen: Handelt es sich um affektiv enge, alltäglich gelebte, um regelmäßig gepflegte, oder um vernachlässigte und eingeschlafene Beziehungen? Ist eine formal konstante Mitgliedschaft (etwa in Parteien oder Kirchen) laufend erfüllt, gelegentlich bedient, einstweilen bestehen gelassen oder bereits innerlich gekündigt? Besteht eine Anhängerschaft aus distanzierter Sympathie, gelegentlichem Engagement, verlässlichem Aktivismus oder verantwortlichem Unternehmertum? Man kann diesen Intensitätsgradienten auch als variable Heimatverbundenheit auffassen: Es gibt Leute, die pflegen die lokalen Bräuche in Trachtenvereinen, Leute, die sich noch für ihren örtlichen Fußballverein freuen, Leute, die nur die Lokalzeitung lesen, und Leute, die einfach nur in der Gegend wohnen.

In Unternehmen kann das eine Frage der Position in der Hierarchie sein (vom Inhaber bis zum kleinen Angestellten), in Parteien sind es Grade des Engagements (vom Amtsträger über den Spender und Wahl-

¹⁸ Auch die Größe der sozialen Einheit, der man sich zurechnet, ist so ein Gradient. Antonsich (2010: 653) spricht von einer »plurality of scales at which belonging is articulated«. Zum Grundgedanken der Skalierung von Zugehörigkeiten: Morley (2001).

helfer bis zur Karteileiche), in den Professionen sind es Grade der Könnerschaft (vom Meister bis zum Azubi, von der Forscherin bis zur Studentin), in Paaren und Familien ist es eine Frage der variablen Dauer, Kohäsion und Exklusivität, in Gruppen geht es um Präsenzgrade (ist man nur anwesend oder noch richtig ›dabei?‹), in Gemeinden geht es um Grade sozialer Nähe und Distanz (ist man Zentral- oder Randfigur, Etablierter oder Newcomer?), in Konfessionen geht es um Grade der subjektiven Besetzung (von fanatisch und fromm über gläubig bis skeptisch), bei sozialen Bewegungen um Grade des Engagements (vom Aktivist über den Mitläufer bis zum Sympathisanten), so auch in Szenen (vom Idol über den Fan bis zum gelegentlichen Zuschauer).

Aber auch bei den kategorialen Zugehörigkeiten finden sich unterschiedliche Aggregatzustände des Selbstverständnisses, mit dem sich Personen zu den Kategorien, in denen sie von anderen platziert wurden, selbst positionieren. Eine Zugehörigkeit kann im Selbstverständnis mehr oder weniger hoch rangieren und dies variiert auch in der Lebenszeit, Zugehörigkeiten haben biografische Konjunkturen. Personen können sie affirmativ *besetzen*, selbstverständlich *geschehen lassen* oder sich von ihnen *distanzieren* (so wie viele Deutsche vom Deutschsein oder liberale Kulturjuden vom orthodoxen Judentum). Man kann die Haltungen oder identifikatorischen Beziehungen, die Personen zu ihren Zugehörigkeiten unterhalten, auch auf einem Zuständigkeitsgradienten abbilden: Die Beziehung kann fanatisch sein, engagiert, loyal, indifferent, skeptisch, kritisch oder antagonistisch. Auch ohne vollständige »Desidentifikation« (Butler, 1995, 24) kann eine Selbstpositionierung also zwischen den Polen der gehärteten ›Identität‹ und einer niedrigstufigen Affiliation variieren.

Begrifflich bietet es sich an, das dauerhafte und ganzheitliche, aber biegsame *Selbstverständnis*, das sich zwischen den sich unentwegt verschiebenden Selbst- und Fremdwahrnehmungen mit der Zeit herausbildet, zu unterscheiden von der laufend gewechselten *Rolle*, in der man an sozialen Prozessen temporär und ausschnitthaft teilnimmt, und der erstarrten und thematisch verengten *Identität*.¹⁹ Ein Selbstverständnis ist ein thematisch diffuses, situativ flexibles Eigenverstehen, das sich aus vielen Quellen speist, die in einer (variablen) persönlichen Rangfolge

19 Brubaker (2007) schlägt in seiner Kritik des Identitätsbegriffs drei präzisere Alternativkategorien vor: die interaktive Selbst- und Fremdkategorisierung, das Selbstverständnis und Max Webers ›Zusammengehörigkeitsgefühl‹, das er mit White und Tilly (1978) als Funktion von Gemeinsamkeiten (catness) und Verbundenheiten (netness) sieht. In diesem Begriffssatz sollte m.E. das Selbstverständnis die Funktion übernehmen, dass unterschiedliche Zugehörigkeiten und Rollen in einzelnen Personen halbwegs sinnvoll zusammenfinden müssen. Der Bedarf an größerer oder geringerer Konstanz und Konsistenz von Selbststiftenden Narrationen variiert dabei mit Personen.

stehen (siehe Fußnote 5) und sich auf soziale Gebilde unterschiedlicher Größenordnung richten können (geografisch etwa auf Viertel, Städte, Regionen, Länder usw.).

Die Rede von Identität fasst Zugehörigkeiten dagegen als *psychische Eigenschaften* (beziehungsweise als ›kulturell‹ in einem vorsozialen Sinne fundiert, zum Beispiel als ›Abstammung‹). Empirisch triftiger als die reifizierende Annahme von Identitäten und Gruppen sind graduierbare Identifizierungen und Assoziationen, eine abgestufte Konnektivität zwischen Individuen und sozialen Gebilden: von den bloßen Zugangschancen über die sporadische Teilnahme und lose affektiven Bindungen bis zur aktiven Unterstützung und bruchlosen Verkörperung.

Ein Grenzfall der Kategorisierung ist, wenn gar keine Wahl und Eigenbeteiligung besteht, die *Agency* des Kategorisierten also gegen Null geht. Stigmatisierungen kann man als jenen Fall von Fremdkategorisierung fassen, der die multiplen Zugehörigkeiten einer Person auf eine reduziert und diese Person dann ganz in dieser Kategorie aufgehen lässt. Sie wird zu ihrem ›Masterstatus‹. Stigmatisierungen sind hochselektive und totalisierende Kategorisierungen, die alles andere irrelevant machen, im Sinne einer die Differenziertheit einer Person vernichtenden Wahrnehmung. Auf der Seite der Kategorisierten schaffen sie oft verhärtete und thematisch verengte Selbstverständnisse von ›Betroffenen‹, eben Identitäten.

Ähnliche Wirkungen wie die Stigmatisierung als Andere kann aber auch die Vereinnahmung als Eigene durch überstarke Gemeinschaften haben. Sie brauchen und suchen Menschen, die ihre Zugehörigkeiten ostentativ kenntlich machen, indem sie etwa Partei-T-Shirts, ethnische Symbole oder Kennzeichen ihrer Religiosität auftragen und sich damit den Monopolansprüchen bestimmter Gemeinschaften unterordnen.²⁰ Gute Beispiele für solche Formen eines konfessionsbereiten Selbstverständnisses bietet orthodoxe Religiosität: Der gebieterische ›Monotheismus‹ der Omnirelevanz beanspruchenden Konfessionalität stellt in vielen Weltregionen eine ›Frömmigkeitsanforderung‹, diese Zugehörigkeit im Leben einer Person vor alle anderen zu stellen. Das Tragen einer Burka in Europa versteht man insofern wohl am besten als Akt der Selbststigmatisierung.

Von einer Identität ist insofern erst zu sprechen, wenn jemand seine Person ohne Restdistanz mit einer spezifischen sozialen Zugehörigkeit

20 Ein verwandter, aber anders gelagerter Fall ist die religiöse Etikettierung von Gewaltakten: Wenn psychisch gestörte Amokläufer ihre Taten von der einen Seite mit höheren islamistischen Weihen versehen, und Terrororganisationen sie von der anderen Seite für sich beanspruchen, geht es um eine reziproke Vereinnahmungsdynamik. Fallanalytiker streiten dann, ob es sich evtl. um eine rein fremdreklamierte Anhängerschaft wider Willen handelt.

identifiziert und versucht, sie sich als omnirelevante psychische Eigenschaft anzueignen. ›Identität‹ ist der Name einer beherrschenden Priorität einer Zugehörigkeit gegenüber allen anderen *in einer Person*. Wenn man Stereotypen als kulturelle Verdichtungen von Fremdverständnissen sieht, dann sind Identitäten biografische Verhärtungen eines Selbstverständnisses. Man kann auch sagen: Identitäten sind – oft mühsam gegen Widerstände errungene – Autostereotypen. Eine Identität zu haben, heißt dauerhaft einen inneren Ausweis mit sich herumzutragen.

Solche Verhärtungen finden sich oft bei kategorialen *Seitenwechslern* (denen es an kategorialer *Reinheit* gerade fehlt, siehe 6.): bei Menschen, die ihr Land verlassen, ihren Glauben verloren, ihre Partei verraten und ihr Geschlecht gekündigt haben, und nun als patriotische Neubürger, als astreine Neugeschlechter, als inbrünstige Konvertiten, oder als prahlerische Aufsteiger imponieren. Dies gibt eine Vorstellung davon, gegen welche äußeren und inneren Widerstände die Bekenntnisse ans Licht kamen. Die Seitenwechsler geben hier aber nur einen Einblick in die Konstitution aller solcher Identitäten über jene inneren Grenzziehungen, die die äußeren Alterisierungsdynamiken begleiten: Man ist halt so maskulin, weil von ›unmännlichen‹ Wünschen bedrängt, so patriotisch weil zugewandert, so fanatisch, weil zweifelnd, usw.

Auf der anderen Seite des Intensitätsgradienten befinden sich die *In-differenten*. Hier ist zunächst an die Professionellen und Meritokraten zu denken, die im Rahmen funktionaler Differenzierung sachliche Differenzen ins Zentrum rücken, aber auch an die individualisierten Gemeinschaftsverächter, die als Konfessionslose, Parteilose, Wechselwähler und Vereinsmuffel demoskopische Prognosen erschweren.

Stärker mikrosoziologisch aufgelöst lässt sich sagen, dass Individualität aus der Handhabung unterschiedlicher Register der Distanzierung besteht: von Gemeinschaften, denen man angehört, mit denen man aber nicht in versämtlichende Sippenhaft genommen werden will (etwa anlässlich von muslimischen Terrorakten oder gewalttätigen Männerrudeln), aber auch von Berufsrollen, die man innehat und konsequent ausfüllt, ohne als Person ganz in ihnen aufgehen zu wollen, oder auch von den Stereotypen, die mit einer kategorialen Zugehörigkeit zugeschrieben werden. Ein Selbst kann gerade in unterschiedlichen Formen der persönlichen Distanznahme zu solchen Zuschreibungen aufgebaut sein – bis hin zur vollständigen Entfremdung. Persönliche Unabhängigkeit, Rollendistanz und Selbstironie sind Distanzierungsleistungen, die zu einem anspruchsvolleren Modus sozialen Zugehörens beitragen.

Verhalten sich Personen distanziert und ungebunden gegenüber den Zugehörigkeiten, die man ihnen zuschreibt, können Differenzen situativ in einen Schwebezustand der *In-differenz* geraten, der Ununterschiedenheit: hier nicht im Sinne von hybrider Unerkennbarkeit, sondern im Sinne der Schwierigkeit, die Unterscheidung an jemandem festzumachen

und sie (sic) auf ihre Zugehörigkeit festzulegen. Die Selbst-Distanz der Darsteller verlangt nach einer entsprechenden Ambiguitätstoleranz der Betrachter.

6. Grade der Reinheit: Typizität und Hybridität

Anders als bei den Intensitätsgraden einer Zugehörigkeit geht es beim Reinheitsgradienten um die (Un)eindeutigkeit, mit der man zugehörig ist. Soziale Zugehörigkeiten tauchen zunächst in den drei oben diskutierten Brechungen auf – durch funktionale Differenzierung perspektiviert, an soziale Gebilde gebunden, und durch andere Humandifferenzierungen ›statusdekliniert‹ beziehungsweise mit ihnen konfundiert. Diese Brechungen halten (im Sinne der Differenzierungstheorie) fest, was man gleichzeitig oder nacheinander sonst noch alles ist. Bei der Ambiguität geht es aber nicht um diese Vermischtheit mit anderen Unterscheidungsdimensionen (um die moderne Multiplizität von Zugehörigkeiten), sondern darum, dass jede ihre eigenen Unentscheidbarkeiten aufwerfen kann: Fälle von Menschen, die das, was sie sind, nicht so eindeutig sind – monokulturell, monolingual, monosexuell – sondern in äußeren Mischungen und inneren Entgegensetzungen. Dies wirft ›Bereinigungsprobleme‹ auch schon in einfachen Gesellschaften auf (Douglas, 1992).

Grade der Reinheit sind zu veranschlagen, weil die Platzierung in eine Kategorie Menschen nicht nur auf eine Seite einer Unterscheidung fallen lässt, sondern sie auch in eine mehr oder weniger zentrale oder periphere Zone innerhalb der Kategorie positioniert. Varianten sozialer Zugehörigkeit verdichten sich auf der einen Seite in prototypischen Exemplaren, auf der anderen Seite verlieren sie sich in hybriden Fällen. Ist man ein exemplarischer Fall, ein durchschnittlicher oder nur ein prekär-marginalisierter? Gehört man zu den Amts- und Würdenträgern einer Nation, zu den gewöhnlichen Staatsbürgern oder zu den zugewanderten Neubürgern mit unsicherer Loyalität? Ist man ein echter Tiroler Trachtler mit ›volkskulturellem Leistungsabzeichen‹ oder nur ein modische Fabrikware tragender ›Trachtiger‹ (siehe Heimerdinger in diesem Band)? Verkörpert man hegemoniale Männlichkeit und Weiblichkeit, gehört man zu den blassen Durchschnittstypen oder droht man schon zwischen die Geschlechter zu fallen?

›Starke Hybride‹ fordern Kategorisierungen durch echte Doppelzugehörigkeiten heraus: Binationale und Bilinguale, Intersexuelle und Mestizen, Bisexuelle und Androgyne, religiöse Eklektiker und Doppelqualifizierte erscheinen mitunter nicht nur uneindeutig, sondern auch gespalten. Seitenwechsler (etwa Transsexuelle, Migranten oder Konvertiten) *bestärken* eine Differenz, sie haben eine Richtung. Indifferente

ignorieren eine Differenz, sie pflegen eine Sehschwäche. Hybride *verschmieren* eine Differenz, sie haben einen Akzent, eine Einfärbung oder andere unpassende Eigenschaften.

Sie entstehen, abstrakt gesprochen, dadurch, dass ein Beobachter eine Unterscheidung auf jeder der zwei Seiten, die sie schafft, wiederholt. So kann man innerhalb der Linken wieder Linke und Rechte unterscheiden (sie heißen dann radikal und gemäßigt), innerhalb der Frauen feminine und maskuline, innerhalb der Deutschen Biodeutsche und Deutschtürken, innerhalb der Weißen ›white negroes‹, und man kann auch hiesige Arme im Weltmaßstab als reiche Arme erkennen. Diese Doppelung geschieht nicht arbiträr, sondern meist gestützt auf transgressives Verhalten der Kategorisierten. An sozialen Kategorien hängen eben immer auch Verhaltenserwartungen, die von den durch sie Erfassten mehr oder weniger regelmäßig verletzt werden. Da finden sich unmännliche Männer und toughe Frauen, altkluge Kinder und kindische Erwachsene, unpatriotische Staatsbürger und Schwarze mit ›weißen‹ Manieren.

Ein paradigmatischer Fall der Verschmierung von Zugehörigkeiten ist die Zersetzung nationaler ›Identität‹ durch die Migrationsgeschichte von Familien. Der ›Migrationshintergrund‹ ist ein guter Begriff für eine sich ablösende Zugehörigkeit, die biografisch verblasst und von einer anderen überlagert wird. Zu welcher Nation gehören die Kinder und Enkel eines Migranten? Wann verliert sich seine Herkunft? Und wie kann man feststellen, was für einen Hintergrund jemand hat: am Aussehen, am Namen, an der Sprachkompetenz? Die Zuschreibung ist diffizil, weil das Wort, mit dem jemand in eine Sprache eingetragen ist – sein Name – nicht immer auch die Kompetenz anzeigt, mit der sie diese Sprache handhabt.²¹ Die Indizes der Zugehörigkeit, an denen sich die Kategorisierung orientiert, werden inkongruent, sie weisen in entgegengesetzte Richtungen. Außerdem können sich fast alle verflüchtigen: ein Akzent in vieljährigem Sprachtraining, ein Name durch Umbenennung und Heirat oder durch Nutzung neuer Rufnamenregister für die Kinder, der Phänotyp durch Umkontextierung in neue Performances sowie durch biologische Vermischung in Folgegenerationen.

Hybrid-Phänomene erlauben eine neue Perspektive auf die Purifizierungsanstrengungen und Abstandsgebote, mit denen Kategorien laufend auseinandergehalten werden. Ihre Polarisierung basiert auf kulturellen Entmischungsmaßnahmen, die Neutralitätszonen und Ambiguitäten tilgen oder reduzieren. Beispiele sind die rassistischen Vermischungsver-

21 Was als kulturell different wahrgenommen wird, ist oft nur ein Kompetenzgefälle beim Gebrauch desselben Zeichensystems. Da kann ein ›Türkischstämmiger‹ in der dritten Generation sprachlich Deutscher sein, während sich ein Russlandaussiedler mit deutschem Namen am Rand der Sprachgemeinschaft artikuliert.

bote der Apartheid und die sozialen Abstandhalter der ethnischen Segregation; Heiratsregeln, die Konfessionen getrennt und Ehen religiös rein halten (etwa, indem es wie in Israel keine standesamtlichen Ehen gibt); die Geschlechtsdiagnostik und die Segregation von Geschlechtern durch Sportarten; die habituellen Abstandsgebote der Heterosexualität, die Geschlechter vor ›falschen‹ Ausdrucksrepertoires zurückschrecken lassen; oder auch terroristische Gewaltakte, die Unentschiedene zur Positionierung zwingen und die mosaische Differenz zwischen Gläubigen und Ungläubigen wieder aufreißen wollen.²²

7. Schluss

Ich habe in diesem Beitrag zum Thema sozialer Zugehörigkeiten im Wesentlichen drei Dinge unternommen. Erstens habe ich versucht, die große Diversität des Zugehörens von Einzelnen zu sozialen Gebilden sozialtheoretisch etwas zu ordnen. Ich bin ausgegangen von zwei grundlegenden Typen sozialer Zugehörigkeit, der relationalen und der kategorialen, die ich im Fortgang in sechs Modi des Zugehörens unterschieden habe, die unterschiedliche soziale Figuren hervorbringen: Exemplare, Statusinhaber, Mitglieder, Insassen, Angehörige und Anhänger. Zweitens habe ich Zugehörigkeiten auf eine ihnen zugrundeliegende Form sozialer Differenzierung bezogen: die neben der Differenzierung gesellschaftlicher Felder und sozialer Gebilde praktizierte Humandifferenzierung – eine spezifische Form sozialer Un/gleichheit, die in der Dynamik von Selbst- und Fremdkategorisierungen homo- oder heterosoziale Begegnungen schafft. Drittens habe ich zur weiteren Verflüssigung des Konzepts sozialer Zugehörigkeit zwei für ihre soziale Praxis entscheidende Graduierungen dargestellt: Grade der Intensität, mit denen das Selbstverständnis von Personen zwischen Indifferenz und ›Identität‹ variieren kann und Grade der ›Reinheit‹, mit denen sich ihre Zugehörigkeit zwischen exemplarischer Typizität und ambiguer Hybridität bewegt.

Diese Gradualisierung reicht natürlich nicht aus, um ein noch vergleichsweise statisches Begriffsgerüst zu dynamisieren. Zu überlegen ist etwa, welche Wahlverwandtschaften ausgewählte Zugehörigkeiten miteinander eingehen beziehungsweise welche Abstoßungsverhältnisse sie unterhalten. Ferner ist zu klären, welche – persönlichen, situativen, institutionellen – Relevanzen das Aufrufen und Aufflackern, das Abweisen und soziale Vergessen von Zugehörigkeiten jeweils steuern. Es handelt

22 Die mächtigste wissenschaftliche Purifizierungsanstrengung ist zweifellos die Genetik: Das ›Gen‹ ist Inbegriff des von allem anderen befreiten, vollständig isolierten Faktors, einer reinen Substanz, die für die Ausprägung genau eines spezifischen Merkmals ›ursächlich‹ zeichnen soll.

sich dabei nicht vorrangig um theoretische Fragen, sondern um solche der empirischen Erforschung der Humandifferenzierung. Diese scheint heute stärker herausgefordert denn je. Denn nicht nur die globale Migration schafft mehr und mehr Fälle unsauber eingefärbter Zugehörigkeiten, eben solche ›mit Akzent‹. Auch bei den religiösen und geschlechtlichen Zugehörigkeiten lassen sich zunehmend ›Schmutzspuren‹ der anderen Seite beobachten: maskuline Frauen sowie Schwule, Bisexuelle und Metrosexuelle als Männer mit Akzent, Christen, die den Buddhismus entdecken und jüdische Familien, die auch Weihnachtsgeschenke machen. Viele Grenzen – nicht alle – werden durchlässiger. Die Zeitgenossen scheinen – ganz im Sinne von Zygmunt Baumanns Diagnose von der postmodernen Wiedergewinnung der Ambiguitätstoleranz (1999) – zunehmend zu beanspruchen, als Hybride mit diversen kulturellen Codes zu leben: sie nicht zu ›sein‹, sondern zu gebrauchen und beleihen – seien es nun sprachliche, vestimentäre, musikalische oder religiöse Codes.

Isolde Charim (2012) spricht von einem diasporischen Selbstverhältnis, das davon ausgeht, nicht in identitären Heimaten zu leben. Der tiefste Graben, so meint sie, verläuft heute nicht zwischen Kulturen oder Religionen, sondern zwischen jenen, die eine Identität bewohnen wollen, und jenen, die im Bewusstsein leben, dass ihr Selbstverständnis nur eine Option neben anderen ist. Ein pluralistisch geöffnetes Selbstverständnis hat ein Kontingenzbewusstsein davon, dass man auch ein Anderer hätte werden können und nun sein könnte, eine erwachte Ahnung davon, wie viele genetische, biografische und geografische Zufälle in einer Person stecken. Soziale Kategorien stiften Zwangs- oder Wahlheimaten zwischen dieser zugespitzten Individualität von Personen einerseits und ihrer nichts mehr differenzierenden, all-inklusiven Existenz als zeitgenössische weltbürgerliche Erdlinge andererseits.

Literatur

- Adichie, C.N. (2013): *Americanah*. New York: Knopf Doubleday Publishing Group.
- Antonsich, M. (2010): »Searching for Belonging – An Analytical Framework«. *Geography Compass*, 4(6), 644–659.
- Bauman, Z. (1995): *Moderne und Ambivalenz: Das Ende der Eindeutigkeit*. Hamburg: Hamburger Edition.
- Bauman, Z. (1999): »Der Traum von Reinheit«. In: *Unbehagen in der Postmoderne* (S. 14–64). Hamburg: Hamburger Edition.
- Barlösius, E. (2014): *Dicksein: Wenn der Körper das Verhältnis zur Gesellschaft bestimmt*. Frankfurt: Campus Verlag.
- Barth, F. (1969): *Ethnic Groups and Boundaries: The Social Organization of Culture Difference*. London: Allan&Unwin.

- Bourdieu, P. (1984): »Espace social et genèse des ›classes‹«. *Actes de la Recherche en Sciences Sociales*, 52(1), 3–14.
- Bourdieu, P. (1997): *Der Tote packt den Lebenden*. Hamburg: VSA-Verlag.
- Bourdieu, P. (2001): *Meditationen. Zur Kritik der scholastischen Vernunft*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Brubaker, R. (2007): *Ethnizität ohne Gruppen*. Hamburg: Hamburger Edition.
- Butler, J. (1995): *Körper von Gewicht. Die diskursiven Grenzen des Geschlechts*. Berlin: Akademie Verlag.
- Charim, I. (2012): »Einleitung«. In: I. Charim & G. Auer Borea (Hrsg.), *Lebensmodell Diaspora. Über moderne Nomaden* (S. 11–18). Bielefeld: Transcript.
- Crenshaw, K. W. (1994): »Mapping the Margins: Intersectionality, Identity Politics, and Violence Against Women of Color«. *Stanford Law Review*, 43, 1241–1299.
- de Souza, E. (1990): *Ways of Belonging. Selected Poems*. Edinburgh: Polygon.
- Diehl, D. & McFarland, D. (2010): »Toward a Historical Sociology of Social Situations«. *American Journal of Sociology*, 115(6), 1713–1752.
- Diewald, M. & Faist, T. (2011): »Von Heterogenitäten zu Ungleichheiten: Soziale Mechanismen als Erklärungsansatz der Genese sozialer Ungleichheiten«. *Berliner Journal für Soziologie*, 21(1), 91–114.
- Douglas, M. (1992): *Reinheit und Gefährdung. Eine Studie zu Vorstellungen von Verunreinigung und Tabu*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Goffman, E. (1971): *Verhalten in sozialen Situationen*. Gütersloh: Bertelsmann.
- Goffman, E. (1974): *Das Individuum im öffentlichen Austausch*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Goffman, E. (1983): »The Interaction Order«. *American Sociological Review*, 48(1), 1–17. Deutsche Übersetzung (1994), in: *Interaktion und Geschlecht*. Frankfurt: Campus.
- Heintz, B. (2016): »›Wir leben im Zeitalter der Vergleichen.‹ Perspektiven einer Soziologie des Vergleichs«. *Zeitschrift für Soziologie*, 45(5), 305–323.
- Hirschauer, S. (2015): »Intersituativität. Teleinteraktionen und Koaktivitäten jenseits von Mikro und Makro«. *Zeitschrift für Soziologie, Sonderheft: Interaktion – Organisation – Gesellschaft revisited. Anwendungen, Erweiterungen, Alternativen*, 109–133.
- Jenkins, R. (1997): *Rethinking Ethnicity: Arguments and Explorations*. London u. a.: Sage.
- Kühl, S. (2015): »Gruppen, Organisationen, Familien und Bewegungen. Zur Soziologie mitgliedschaftsbasierter Systeme zwischen Interaktion

- und Gesellschaft«. *Zeitschrift für Soziologie, Sonderheft: Interaktion – Organisation – Gesellschaft revisited. Anwendungen, Erweiterungen, Alternativen*, 65–85.
- Latour, B. (1998): *Wir sind nie modern gewesen. Versuch einer symmetrischen Anthropologie*. Frankfurt a. M.: Fischer.
- Luhmann, N. (1975): »Interaktion, Organisation, Gesellschaft. Anwendungen der Systemtheorie«. In: *Soziologische Aufklärung 2. Aufsätze zur Theorie der Gesellschaft*, (Bd. 2, S. 9–24) Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Luhmann, N. (1995): »Kultur als historischer Begriff«. In: *Gesellschaftsstruktur und Semantik* (Bd. 4, S. 31–58). Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Luhmann, N. (1997): *Die Gesellschaft der Gesellschaft II*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Morley, D. (2001): »Belongings. Place, Space and Identity in a Mediated World«. *European Journal of Cultural Studies*, 4(4), 425–448.
- Parsons, T. (1969): *Politics and Social Structure*. New York: Free Press.
- Pfaff-Czarnecka, J. (2012): *Zugehörigkeit in der mobilen Welt: Politiken der Verortung*. Göttingen: Wallstein Verlag.
- Salzbrunn, M. (2014): *Vielfalt/Diversität*. Bielefeld: Transcript.
- Scherr, A. (2014): »Diskriminierung. Die Verwendung von Differenzen zur Herstellung und Verfestigung von Ungleichheiten«. In: M. Löw (Hrsg.), *Vielfalt und Zusammenhalt* (Bd. 2, S. 885–900). Frankfurt, M., New York: Campus.
- Simmel, G. (1992): *Soziologie: Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung* (Gesamtausgabe, Bd. 11). Berlin: Suhrkamp.
- Tietz, L. (2001): »Bend the Line Back into a Circle. Variabilität und Normativität alternativer Geschlechter- und Sexualitätskonstruktionen indigener Kulturen Nordamerikas im kolonialen Wandel«. *kea. Zeitschrift für Kulturwissenschaften*, 14, 179–208.
- Tilly, C. (1978): *From Mobilization to Revolution*. New York: McGraw-Hill.
- Wacquant, L. (2001): Für eine Analytik rassistischer Herrschaft. In: A. Weiß (Hrsg.), *Klasse und Klassifikation: Die symbolische Dimension sozialer Ungleichheit* (S. 61–77). Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
- White, H. C. (1992): *Identity and Control: A Structural Theory of Social Action*. Princeton: University Press.
- Wimmer, A. (2008): »The Making and Unmaking of Ethnic Boundaries: A Multilevel Process Theory«. *American Journal of Sociology*, 113(4), 970–1022.